

*Krieg und Zivilisation**

„Als sie nun auf einem Raum zusammentrafen/Stießen sie zusammen die Rindshautschilder,
zusammen die Lanzen und die/Kräfte der Männer,/Der erzgepanzten, und die gebuckelten
Schilde/ Drängten aneinander, und viel Getöse erhob sich./ Da war zugleich Wehklagen
und Siegesgeschrei der Männer./ Der Tötenden und Getöteten, und es strömte von Blut/ die Erde./
Wie vom Winter geschwollene Ströme, von den Bergen fließend,/ in den Kessel zusammenwerfen
das starke Wasser/ aus gewaltigen Quellen in dem ausgehöhltem Flußbett,/ Und von denen
hört fern der Hirt in den Bergen das Dröhnen:/ So erhob sich, als sie sich mischten,
Geschrei und Mühsal.“

Homer, Ilias IV Gesang

Armin Eich hat mit seinem Buch *Die Söhne des Mars. Eine Geschichte des Krieges von der Steinzeit bis zum Ende der Antike* eine Studie von hohem aufklärerischem Wert vorgelegt. Der Althistoriker¹ schreibt glücklicherweise nicht eine Geschichte der kleinen und großen Schlachten der Frühgeschichte und Antike, sondern versucht vielmehr die historische Genese und die Entwicklungsdynamik des Krieges darzustellen. Dies gelingt ihm gerade deshalb besonders gut, weil er ohne Scheu jene klassizistische Enge transzendiert, die die geschichtswissenschaftliche Disziplin der Althistorik teilweise noch heute kennzeichnet. Eich rezipiert neben den archäologischen Erkenntnissen der Frühgeschichte auch eine Menge an kulturanthropologischen, ethnologischen und psychologischen Studien, die zur Erhellung der Geschichte des Krieges einiges beizutragen vermögen. Begrüßenswert ist es zudem, dass Eich seine Geschichte des Krieges mit einem Maß an theoretischer Reflexion verbindet, wie es nicht eben Standard in der (deutschen) Geschichtswissenschaft ist. Eich will zwar explizit keine „systematische Theorie des Krieges“ (9) vorlegen; was angesichts der Sachkenntnis des Autors schade ist und zumindest als Entwurf gerne nachgelegt werden darf. Trotz allem ergeht sich der Autor nicht im positivistischen Nachzeichnen einer längst vergangenen Vergangenheit, sondern ist um die begriffliche Durchdringung der Geschichte (des Krieges) bemüht.

Ausgangspunkt von Eichs materialreicher Darstellung ist, dass der Krieg ein historisches Phänomen jüngerer Datums ist, wenn man denn menscheitsgeschichtliche Dimensionen als Maßstab anlegt. Der Krieg ist weder ewig noch „von Natur aus“ (9).² Daher gehe es darum,

* Rezension zu Armin Eich: *Die Söhne des Mars. Eine Geschichte des Krieges von der Steinzeit bis zum Ende der Antike*, München 2015.

¹ Die Habilitationsschrift des Autoren ist eine umfangreiche Arbeit über: *Die politische Ökonomie des antiken Griechenlands (6.-3. Jahrhundert v. Chr.)*, Köln u.a. 2006. Über die vielen historischen Details hinaus ist das Buch auch für Nichtspezialisten mit großem Gewinn zu lesen; Kap. I bspw. verhandelt ausführlich den Streit zwischen ‚Primitivisten‘ und ‚Modernisten‘ bez. des Charakters der antiken Ökonomie (Positionen von Marx, Weber, Polanyi, Finley u.a. werden detailliert wiedergegeben).

² Von Natur aus kann im Übrigen überhaupt nichts spezifisch Menschliches erklärt werden. Zum einen ist der Mensch als vernunftbegabtes, mithin freiheitsbefähigtes Lebewesen nicht auf Naturkausalität zu reduzieren. Menschliches Handeln ist prinzipiell etwas qualitativ anderes als das instinkthafte Verhalten der Tiere. Zum anderen, hieraus resultierend, ist die spezifisch menschliche Daseinsweise Kultur (im weitesten Wortsinne), die sich nach grundlegend anderen Prinzipien entwickelt als die Natur; handgreiflich wird dieser Sachverhalt bspw. darin, dass sich die biologische Natur des Menschen seit zehntausenden von Jahren nicht verändert hat, während die kulturelle Entwicklung geradezu explodiert ist, letztere also mitnichten aus jener erklärt werden kann. Das heißt nicht, dass die Biologie des Menschen, die Materialität seines Körpers, sein Triebleben etc. im geringsten als arbiträr oder als kulturell-sozial determiniert verstanden werden kann; sie lässt sich nicht ‚dekonstruieren‘, sondern ist unaufhebbare Voraussetzung menschlicher Existenz. Nur ist selbst jene primär-biologische Natur des Menschen immer schon gesellschaftlich vermittelt, wie sich an so elementar-biologischen Vorgängen wie

die „Umstände und Dynamiken nachzuvollziehen“ (9), die die Menschheit der Macht des Mars ausgeliefert haben. Eich stellt idealtypisch Hobbessianer und Rousseauisten gegenüber (11-24), die seit eh und je im Streit über die Ursachen des Krieges liegen. Verlegen die einen den Krieg in die Natur des Menschen, machen die anderen spezifische gesellschaftliche Bedingungen verantwortlich für das gegenseitige, planvoll betriebene Abschlachten von Menschen. Empirisch ist die Frage nach Eich nur schwer zu entscheiden, da das reichhaltige Quellenmaterial „erheblichen“ (11) Deutungsspielraum zulasse. Allemaal haben die Hobbessianer für ihre Thesen erschlagende Unmengen an Anschauungsmaterial auf Lager, obgleich, wie Eich gekonnt vorführt, die Bellizisten bei ihren *prima facie* schnell einleuchtenden Deutungen häufig genug historisch unspezifisch und unsensibel vorgehen; Eich macht in den ersten Kapiteln deutlich, dass es für die *gesamte* Urgeschichte der Menschheit (also für Jahrhunderttausende) *keine* archäologischen Belege für Krieg gibt (25-37).

Die beiden folgenden Kapitel über die *Anthropologie der kriegslosen Völker* (38-53) und *Wege in den Krieg* (54-69) stellen grundlegende, theoriebasierte Ausführungen dar, die der eigentlichen Darstellung der Geschichte des Krieges vorangehen. Eich zeigt, dass es nicht nur kriegslose Völker *de facto* gab und gibt, sondern unterstreicht auch, dass diese zumeist uralten, egalitär strukturierten Sozialverbände „*bewusst* auf die Möglichkeit kollektiver Gewaltanwendung“ verzichten und „ihre Grundentscheidung durch eine Fülle [von] pädagogischen, religiös-kultischen oder auch sozialpraktischen Maßnahmen in ihren Gesellschaften“ (48) verankern. Weder der Wille zum Krieg noch der zum Frieden lässt sich folglich aus der biologischen Natur deduzieren. Sie sind vielmehr Resultat politisch-kultureller Entscheidungen, die für die grundlegende Ausrichtung der Gesamtgesellschaft konstitutiv werden; Gesellschaften sozialisieren sich und ihre Mitglieder für Krieg oder Frieden, welche beide Resultat menschlichen Handelns sind (vgl. 69). Was den kriegslosen Gemeinschaften aller Unterschiedlichkeit ihrer jeweils spezifischen pazifistischen Konstitution zum Trotz gemeinsam ist, ist ein soziales Faktum: „Keine von ihnen verfügt über die unabdingbar notwendige Institution, die das Kriegsführen ermöglicht: eine ausgebildete, bewaffnete Abteilung, an die von der Gruppe die Ausübung militärischer Gewalt delegiert wird. Das ist ausschlaggebend.“ (51) Entsprechend zentral ist die Ausbildung einer solchen militärischen Kaste für den Weg in den Krieg, der einmal eingeschlagen, kaum mehr rückgängig zu machen ist: „Die bewaffnete Abteilung wird sich im Laufe der Zeit ausdifferenzieren, spezialisieren und professionalisieren – und aufgrund des Eigengewichts, das solche Abteilungen zu entwickeln pflegen, regelmäßig die Bedingungen für die Notwendigkeit ihrer Fortexistenz schaffen.“ (61f.) Die sozialen und materiellen Voraussetzungen (Ressourcenknappheit, demographischer Druck, Waffen, Personal, Disziplin, Todesbereitschaft, Kosten etc.) für die Kriegsoption sind durchaus anspruchsvoll. Sie kann daher „nicht spontan“ (69) gewählt werden und ist historisch entsprechend spät in Erscheinung getreten. Tritt sie einmal in die Welt, entwickelt sie freilich eine tödliche Dynamik, die allen anderen (auch friedlich Gesinnten) ihre Handlungslogik der Aufrüstung und kriegerischen Auseinandersetzung aufzwingt: „Dieses dramatische Missverhältnis, dass nämlich eine einzige dissidente Gruppe nahezu beliebig vielen anderen die Abkehr von

Essensaufnahme, Körperausscheidungen, Sexualität etc. zeigen lässt, die alle historisch-kulturellen Wandlungsprozessen unterliegen.

friedlichen und die Dominanz von kriegerischen Lebensformen aufzwingen kann, macht die immanente Stärke des Krieges vor dem Frieden aus.“ (60)³

Auf den folgenden rund 200 Seiten stellt Eich dann die „Geschichte der Militarisierung“ (70) und des Krieges dar. Er verfolgt sie vom Neolithikum, über die bronzezeitlichen Imperien und das antike Griechenland bis hin zum Aufstieg und Untergang Roms. Neben militärischen Innovationen wie Streitaxt (81-84), Schwert (98-103), Streitwagen (113-118), der berühmten Phalanxkampfweise (148-170), Flottenbau und Geschütztechnologie (185-202) sowie der römischen Etablierung des Berufsheers (221-226) – „die erste, hierarchisch aufgebaute Verwaltungsinstitution in der europäischen Geschichte“ (224) – streicht Eich die Verbindung von technischer, sozialer und ökonomischer Entwicklung als Voraussetzung der Entstehung des Kriegs heraus. Auch diese Ausführungen sind sehr informativ. Welches Ausmaß an (Fern-)Handel und imperialen Konflikten vor dem Zusammenbruch der rivalisierenden Reiche am Ende der Bronzezeit im 12. vorchristlichen Jahrhundert bestand, der das sog. Dunkle Zeitalter folgte (125-139), ist für den Laien doch überraschend (93-97). Auch was das archäologische und geschichtliche Wissen über frühe menschliche Produktionsmethoden (von Waffen) betrifft, ist beeindruckend (84-92, 144-147) obgleich der Autor hier und da bisweilen arg weit ins Detail geht; ein Urteil, das womöglich aber dem mangelnden technischen Vorstellungsvermögen des Rezensenten geschuldet ist. Als zentral stellt Eich wiederholt die Etablierung von Kriegereliten (104-112), die Sozialisation für den Krieg (171-184) und den waffentechnikinnovativen „Mechanismus“ (197) der (Staaten-)Konkurrenz heraus. Letztere gleicht dem kapitalistischen Extramehrwert: „Die Einführung neuer Maschinentypen ermöglichte den Staaten, die diese Technik einsetzen konnten, oft überraschende und sogar vollkommen unvorhersehbare Erfolge [...], doch in der Folge schlossen die Konkurrenten auf und stellten wieder einen gewissen Gleichstand her, bis eine neue Rüstungsetappe erreicht wurde.“ (197)

Dies sind alles Punkte, die für eine, hier doch eigentlich zum Greifen nahe systematische Theorie von Krieg (und Herrschaft) grundlegend wären: Krieg setzt soziale Differenzierungsprozesse, damit aber auch eine gewisse sozio-ökonomische Entwicklung (über einfachste materielle Reproduktion hinaus) voraus, deren zentralster Aspekt die Herausbildung eines Gefolgschaftswesens ist.⁴ Wir haben hier die Keimzellen staatlicher Herrschaft, deren expansive Dynamik zum Krieg treibt und zugleich von diesem angetrieben wird. Krieg wird eine wesentliche Form gesellschaftlicher (Re-)Produktion, deren technische Entwicklungen aufs engste mit der Produktion von Destruktionsmitteln verknüpft ist, deren Fortschritt Voraussetzung für siegreiche Kriege ist, die wiederum Bedingung der Erhaltung und des Ausbaus der Herrschaft sind; eine (Rüstungs-)Spirale des Schreckens,

³ Diesen ‚Seinsvorteil des Bösen‘ (S. Klar) buchstabiert Hobbes aus, der für seine Naturzustandskonstruktion gar nicht auf eine anfechtbare allgemein-böse Natur des Menschen rekurrieren muss. Es reicht der Hinweis, dass *alle* sich der Logik der Macht unterwerfen müssen, wenn *einer* anfängt sich als Wolf unter Schafen aufzuspielen. Die einzig mögliche anarchistische Antwort hierauf ist die Beseitigung derjenigen Handlungsbedingungen, die diese Option überhaupt erst in die Welt setzen, sie so überaus zweckrational machen. Damit ist jedoch nicht das Problem behoben, wie man, einmal der Machtlogik ausgeliefert, dieselbe effektiv aushebeln soll, ohne, wie bisher immer geschehen, diese zu reproduzieren – oder unterzugehen.

⁴ Vgl. hierzu Hess, Henner: Die Entstehung zentraler Herrschaftsinstanzen durch die Bildung klientelärer Gefolgschaft, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1977/29, sowie die hervorragende Studie von Drexler, Hans Peter: Metamorphosen der Macht. Die Entstehung von Herrschaft, Klassen und Staat untersucht am Beispiel der germanisch-fränkischen Gesellschaftsgeschichte, Marburg 2001.

erbarmungsloses Gesetz der Konkurrenz, die auch hier nicht das Geschäft belebt, sondern einmal mehr tötet. Das hiermit ein Wertewandel einhergeht, der den Krieg verherrlicht und den Herrscher vergöttlicht, ist so wenig überraschend, wie die Notwendigkeit einer dauerhaften Sozialisation für den Krieg. Bei aller Tötungsbereitschaft, die womöglich dem Menschen eigen ist⁵, ist der permanente Kriegszustand weder für Zivilisten noch für Soldaten eine Selbstverständlichkeit, die freudig hingenommen wird; daher der denaturierende Drill als eigentliche Sozialisationsformen des Militärischen und die Heroik als sein ideologischer Schleier, der sich über den Schrecken des Kriegs legt. Kurzum: Der Motor des Prozesses der (frühen) Zivilisation sind Herrschaft und Krieg, deren eigentlicher Zweck die arbeitsfreie Aneignung gesellschaftlichen Reichtums ist, den andere mühsam geschaffen haben: Ausbeutung, die ohne Gewalt und Zwang nicht zu haben ist.

Alles im allem überzeugt die Studie von Eich durch viele Detailkenntnisse, einen nüchternen Tonfall und eine von ihrem Gegenstand durchaus nicht positiv eingekommene Darstellung; Eich schreibt nicht die Geschichte der Sieger. Wenn er etwa schonungslos vor Augen führt, dass die kriegerische Basis der imperialen Expansion des ewigen Roms „militärische[r] Terror“ (217) in genozidalen Ausmaße war, dann wird sich nicht der, die Althistorik lang genug ausgezeichneten Männerphantasie von großen Schlachten und Heerführern hingeeben, sondern deutlich gemacht, dass die antike Kultur auf einer Barbarei beruhte, die über die Epochen hinweg sich bis heute als inneres Moment der Zivilisation am Leben erhalten hat. Hierüber aufzuklären ist die eigentliche, überaus ehrenvolle Aufgabe einer Geschichtswissenschaft, die nicht das Kontinuum der Herrschaft gedanklich verdoppeln, sondern es endlich aufsprengen will. Dies setzt unabdingbar ein historisches Bewusstsein voraus, das die geschichtlichen Konstituenten der Gegenwart kennt. Zu diesen zählt mit an erster Stelle der Krieg. Dieser entfaltet fraglos eine schicksalsgleiche Macht. Ihm wohnt aber, wie Eich zeigt, keine ontologische oder biologische Notwendigkeit inne. Er ist vielmehr konstitutives Moment der Zivilisation der Klassengesellschaft, die eben nicht nur eine Geschichte von Klassenkämpfen, sondern auch von (Staaten-)Kriegen ist: Ausdruck und Inbegriff der Vorgeschichte, in der die Menschheit bis heute heteronomer Spielball ihres nicht-beherrschten, naturwüchsigen gesellschaftlichen Lebens ist, dessen Antagonismen im Krieg regelmäßig explodieren.

Hendrik Wallat (Hannover), März 2016

⁵ „Er [der Urmensch] war ein sehr leidenschaftliches Wesen, grausam und bössartiger als andere Tiere. Er mordete gerne und selbstverständlich. Den Instinkt, der andere Tiere davon abhalten soll, Wesen der gleichen Art zu töten und zu verzehren, brauchen wir ihm nicht zuzuschreiben.“ (Freud, Sigmund: Zeitgemäßes über Krieg und Tod, in: ders.: Das Unbehagen der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften, 5. Aufl. Frankfurt/M. 1997, S. 152f.) Woher Freud dieses Wissen bezieht, ist schleierhaft. Dass die „Überwindung der Todeshemmung“ (Eich: Söhne des Mars, S. 62), die Eich im Gegensatz zu Freud als gegeben annimmt, allerdings nicht allzu schwer ist, damit dürfte Freud, jetzt gleichsam empirischer argumentierend, freilich recht haben: „Ein so starkes Verbot [Tötungs- bzw. Mordverbot] kann sich nur gegen einen ebenso starken Impuls richten. Was keines Menschen Seele begehrt, braucht man nicht zu verbieten, es schließt sich von selbst aus. Gerade die Betonung des Gebots: Du sollst nicht töten, macht uns sicher, daß wir von einer unendlich langen Generationsreihe von Mördern abstammen, denen die Mordlust, wie vielleicht noch uns selbst, im Blute lagen.“ (Freud: Zeitgemäßes über Krieg und Tod, S. 156f.)